

Die Kirchen der syrisch-orthodoxen Tradition

Karl Pinggéra

1. Zur Bezeichnung „syrisch-orthodox“

Die Bezeichnung „syrisch-orthodox“ ist nicht so aufzufassen, als verstünde sich die damit bezeichnete Kirche in besonderer Weise als Kirche des heutigen Staates Syrien. Der Begriff „syrisch“ bezieht sich vielmehr auf den größeren syrischen Kulturraum von der Levante bis ins obere Mesopotamien. Ferner zeigt die Selbstbezeichnung „syrisch-orthodox“ an, wie sehr sich die Kirche ihrem aramäischen Erbe verpflichtet weiß. Ihr Oberhaupt ist der Patriarch von Antiocheia. Diesen Titel teilt er mit einem griechisch-orthodoxen, griechisch-katholischen, syrisch-katholischen Patriarchen sowie dem (ebenfalls mit Rom unierten, also katholischen) Patriarchen der libanesischen Maroniten. Alle diese Kirchen führen sich auf die erste Gemeinde Antiocheias zurück, jener Stadt am Orontes, in der die Anhänger Jesu zum ersten Mal „Christen“ genannt wurden (*Apg* 11,26). Es waren die christologischen Streitigkeiten der Alten Kirche und die römischen Unionsbemühungen in der Neuzeit, die zur Zersplitterung der antiochenischen Kirche geführt haben.

In altkirchlicher Zeit war die Kirche Antiocheias beides gewesen: griechisch- und aramäischsprachig. Während Antiocheia selbst zu einem Brennpunkt hellenistischer Kultur und dann auch griechisch-christlicher Theologie geworden war, dominierte in weiten Teilen des Hinterlandes das Aramäische (der Sammelbegriff für eine semitische Sprachfamilie). In Edessa, dem Hauptort der östlich des Euphrat gelegenen Landschaft Osrhoëne, erwuchs schon früh eine eigene christliche Literatur in aramäischer Sprache. Der aramäische Dialekt von Edessa wird als „syrisch“ bezeichnet. Dieses Syrische sollte zur klassischen Kult- und Literatursprache der aramäischen Christenheit werden. Zusätzlich zu ihren dogmatischen Differenzen haben sich das chalkedonensische (byzantinische bzw. „griechisch-orthodoxe“) und das antichalkedonensische („syrisch-orthodoxe“) Patriarchat im Laufe der Zeit auch in sprachlicher Hinsicht auseinander entwickelt. Im byzantinischen Patriarchat wurde die Liturgie neben dem Griechischen wohl nur bis ins 13. Jahrhundert auch in aramäischer Sprache gefeiert (neben das Griechische trat danach das Arabische als alternative Liturgiesprache). Die antichalkedonensische („Syrisch-Orthodoxe“) Kirche sollte demgegenüber eine ausschließliche syrische Sprachgestalt annehmen.

Die Syrisch-Orthodoxe Kirche pflegt nach wie vor das Syrische in ihrer Liturgie und Theologie. Das klassische Syrische ist als lebende Sprache zwar längst außer Übung gekommen, doch verklammert es noch immer eine Kirche, die heute über die Länder des Nahen und Mittleren Ostens hinaus in alle Erdteile zerstreut ist.

Zur Geschichte der Syrisch-Orthodoxen Kirche gehören auch die südindischen Thomaschristen: Unter ihnen hat sich im 17. Jahrhundert eine beträchtliche Anzahl der Syrisch-Orthodoxen Kirche von Antiocheia angeschlossen. Gruppen aus der Schar dieser indischen Gläubigen haben sich später im 18. bzw. 20. Jahrhundert vom antiochenischen

Patriarchen gelöst und unabhängige Kirchen gegründet, die in Lehre und Kult aber weiterhin dem syrisch-orthodoxen Herkommen folgen. Zusammen mit der Patriarchatskirche Antiocheias gehören sie zu den (wie wir sie hier nennen wollen) „Kirchen der syrisch-orthodoxen Tradition“, die zur Unterscheidung von der „ostsyrischen“ Apostolischen Kirche des Ostens auch unter dem Sammelbegriff „Weststyrer“ zusammengefasst werden können.

2. Das syrische Christentum bis zum fünften Jahrhundert

Die kirchliche Bedeutung Edessas lässt sich an der prominenten Besetzung ablesen, mit denen die Legende über seinen apostolischen Ursprung aufwartet. Kurz vor dem Tod Christi soll König Abgar von Edessa Christus einen Brief geschrieben haben, auf den der Erlöser bereitwillig geantwortet habe. Nach seiner Himmelfahrt soll einer der 72 Jünger des Herrn dann nach Edessa entsandt worden sein, wo er den zum Christen gewordenen König von einer schweren Krankheit geheilt habe. Diese Überlieferung wird erstmals von Euseb von Kaisareia († wohl 339/40) bezeugt (*h.e.* 1,13), als Edessa – nach dem Erlöschen seines halbautonomen Königiums 242 – schon in das Römische Reich eingegliedert gewesen war. Als die gallische Edelfrau und Heilig-Land-Pilgerin Egeria im Frühjahr 384 in Edessa weilte, konnte sie die Briefe Abgars und Christi persönlich in Augenschein nehmen (*itin. Eger.* 17,1). Nur wenige Jahrzehnte später ergänzt die syrische Fassung der Abgar-Legende den Briefwechsel um ein wundersam entstandenes Bild Christi, das der Abgesandte mit nach Edessa gebracht haben soll (*doct. Addai* 6). Der Jünger, der bei Euseb den Namen Thaddaios trägt, wird in der syrischen Quelle Addai genannt. Möglicherweise wird damit eine sonst nicht näher bekannte Persönlichkeit aus Edessas christlicher Frühzeit mit dem Thaddaios der Abgar-Legende verschmolzen.

Die überprüfbaren Nachrichten zu den kirchengeschichtlichen Anfängen in und um Edessa lassen immerhin darauf schließen, dass hier spätestens seit der Mitte des zweiten Jahrhunderts christliche Gemeinden bestanden haben. Dabei tritt uns aus den Quellen ein vielgestaltiges, von verschiedensten Richtungen gekennzeichnetes Christentum entgegen. Dazu zählte u.a. der erste uns bekannte Theologe Edessas, Bardaisan (154-222). Seine hoch spekulative Schriftauslegung, die philosophische, ethnologische und astrologische Anschauungen heranzog, galt der späteren Großkirche als häretische Verirrung. Aus dem nordmesopotamisch-syrischen Raum stammte etwa auch Tatian, der in Rom Schüler des Apologeten Justin geworden war. Tatian rief zu einer extrem asketischen Lebensführung auf, die den Verzicht auf die Ehe sowie auf Wein- und Fleischgenuss beinhaltete. Nach seiner Trennung von der römischen Gemeinde im Jahre 172 wirkte er wieder in seiner alten Heimat. Die vier kanonischen Evangelien vereinte Tatian zu einer einzigen, ursprünglich wohl syrisch geschriebenen Darstellung. Diese „Diatessaron“ genannte Evangelienharmonie scheint in den aramäischen Gemeinden östlich von Antiocheia weithin als Normalgestalt des Evangeliums gegolten zu haben. Erst im fünften Jahrhundert wurde Tatians Evangelienharmonie aus dem kirchlichen Gebrauch verbannt.

Innerhalb dieses religiösen Kaleidoskops war die großkirchliche, im späteren Sinne rechtgläubige (orthodoxe) Gemeinde zunächst nur eine von mehreren Richtungen. Das großkirchliche Christentum fand im syrischen Raum sein Zentrum in Antiocheia. In Anlehnung an die Neustrukturierung des Reiches wurde die Stadt auch in kirchlicher Hinsicht zum Hauptort der Diözese „Oriens“. Nach Rom, Konstantinopel (seit 381) und Alexandria nahm der Bischof von Antiochien den vierten Ehrenrang unter den „Oberbischöfen“ (Patriarchen) des Reiches ein. Ihm folgte seit 451 noch der Bischof von Jerusalem, der auf dem Konzil von Chalkedon zum fünften Patriarchen des Reiches erhoben wurde.

In und um Edessa trug Ephraem der Syrer (um 306-373) als wortgewaltiger Prediger und Theologe entscheidend zur Durchsetzung des orthodoxen Christentums bei. Im öffentlichen Vortrag wandte er sich scharf gegen die Anhänger verschiedenster Häresien. Neben Bibelkommentaren und rhythmisch gebundenen Predigten zeigen besonders seine poetischen Hymnen eine meisterhafte Beherrschung der Sprache. Das christliche Glaubensgut durchdrang Ephraem in immer neuen Bildern und Symbolen. Seine Werke gehören zum theologischen Schatz der gesamten syrischen Christenheit (der West- wie der Ostsyrer).

3. Die Entstehung einer miaphysitischen Hierarchie (6./7. Jahrhundert)

Das syrische Christentum wurde schon früh in die christologischen Streitigkeiten hineingezogen, von denen die Reichskirche seit dem fünften Jahrhundert in Atem gehalten wurde. In der Gestalt des Bischofs Rabbula († 435/36) besaß Edessa einen eifrigen Verfechter der Theologie Kyrills von Alexandrias. Unter den Anhängern des Kyrill war Rabbula der erste, der in Theodor von Mopsuestia (nach dessen Tode 428) den eigentlichen theologischen Gegner ausmachte und ihn, den Lehrer des Nestorios, als Häretiker brandmarkte. Die Position Edessas im Spektrum der kirchlichen Parteiungen war nicht einheitlich: Nach Rabbulas Hinscheiden vermochte Ibas, ein dezidiertes Vertreter der Theologie Theodors, den Bischofsstuhl zu erringen. Das entsprach auch der Ausrichtung der edessenischen Theologenschule, die später geschlossen werden musste, nach Nisibis verlegt wurde, und von der aus das Erbe Theodors im Perserreich verbreitet wurde (vgl. S. 24). Unter den Zöglingen der Schule von Edessa befand sich der aus Persien stammende Philoxenos († 523). Schon in seiner Jugend hatte er allerdings mit der antiochenischen Theologie, die seine Lehrer vertraten, gebrochen und war zum profilierten Streiter gegen die Lehre von den zwei Naturen in Christus geworden. Dabei wandte er sich nicht nur gegen die Anhänger Theodors von Mopsuestia, sondern auch gegen das Konzil von Chalkedon (451). Als Bischof der nordsyrischen Metropole Mabbug (seit 485) trug er entscheidend dazu bei, dass Severos, ein prominenter Gegner des Chalcedonense, im Jahre 512 zum Patriarchen von Antiocheia geweiht werden konnte.

Mit dem Regierungsantritt des Kaisers Justin (518-527) setzte eine strikt chalkedonensische Religionspolitik ein, von der die miaphysitischen Konzilsgegner nicht länger gedul-

det wurden. Repräsentanten der theologischen Opposition wie Severos von Antiocheia und Philoxenos von Mabbug wurden abgesetzt, verbannt und durch chaledontreue Bischöfe ersetzt. Der Widerstand war damit aber keineswegs gebrochen. Aus dem Exil heraus hielten die abgesetzten Bischöfe Kontakt mit einzelnen Gemeinden und Klöstern. Die Gläubigen wurden dabei angewiesen, sich der kirchlichen Gemeinschaft mit den Chalkedonensern zu enthalten. An manchen Orten Syriens stand nun Altar gegen Altar. In der Verbannung weihten die oppositionellen Bischöfe Priester, die in die Heimat zurückkehrten und dort ein eigenes gottesdienstliches Leben aufbauten. Noch geschah dies in der Hoffnung auf einen baldigen Umschwung der staatlichen Religionspolitik. Unter der Regentschaft Kaiser Justinians (527-565) musste man allerdings erkennen, dass mit einem solchen Umschwung auf absehbare Zeit nicht zu rechnen war. So kam es mit Unterstützung der Kaisergattin Theodora († 548) zu ersten eigenen Bischofsweihen. Anlass war die Bitte der arabischen Ghassaniden um die Entsendung eines Bischofs. Die Ghassaniden, die im syrischen Grenzland zum Persischen Reich siedelten, waren zwar mit Byzanz verbündet, gleichwohl aber miaphysitisch eingestellt. Für sie weihte der abgesetzte Patriarch Theodosios von Alexandria, der sich im Exil in Konstantinopel aufhielt, 542/43 einen miaphysitischen Bischof. Zugleich wurde der syrische Mönch Jakob Baradaïos († 578), auch er ein Antichalkedonenser, für Edessa zum Bischof geweiht. Seinen Bischofssitz, der schon von einem Chalkedonenser besetzt war, konnte er formell zwar nie einnehmen. Doch zog er durch die Gegenden des antiochenischen Patriarchats und weihte – ständig auf der Flucht vor den staatlichen Behörden – Priester und schließlich mit gleichgesinnten Vertretern des Episkopats auch neue Bischöfe. Innerhalb kurzer Zeit entstand eine selbständige miaphysitische Kirchenstruktur, die in der Weihe eines eigenen Patriarchen von Antiocheia 557/58 gipfelte. Diesen Bischöfen war es verwehrt, in den Städten ihrer bischöflichen Titel zu residieren (hier amtierten ja schon die kaiserlich bestätigten chaledonensischen Bischöfe), vielmehr waren sie gezwungen, ihren Aufenthalt in abgelegenen Klöstern zu suchen.

Die damaligen Akteure hatten nicht beabsichtigt, eine eigene Kirche zu gründen. Dennoch war durch die Bischofsweihen eine parallele Organisation entstanden. Hier liegen die historischen Ursprünge der Syrisch-Orthodoxen Kirche, die von ihren Gegnern mit Blick auf Jakob Baradaïos schon bald als „jakobitisch“ bezeichnet wurde. Dieser Terminus, den die Syrisch-Orthodoxen in der Vergangenheit gelegentlich auch selbst übernommen haben, wird von der Kirche heute strikt abgelehnt. Sie versteht sich nicht als Neugründung des sechsten Jahrhunderts, sondern als legitime Repräsentantin der Kirche Antiocheias von ihren apostolischen Ursprüngen an. Allein der indische Zweig des syrisch-orthodoxen Patriarchates führt das Wort „jakobitisch“ noch immer im Titel (vgl. S. 88).

Nach einer Phase innermiaphysitischer Wirren konnte 615/16 ein Schisma mit den Konfessionsverwandten in Ägypten überwunden werden (vgl. S. 67). Mit den Armeniern, die vorübergehend dem Julianismus anhängen, vermochte man 726 eine Kirchenunion zu besiegeln (vgl. S. 55). Auch auf dem Boden des Persischen Reiches hatte das miaphysitische Bekenntnis im Laufe des sechsten Jahrhunderts einige Anhänger gefunden. Dem syrisch-orthodoxen Patriarchen Athanasios Gammala (594-631) gelang es, diese Gläubigen 628/29 an seine Kirche zu binden. Dabei behielt dieser nun „östliche“ Teil der westsyrischen Kirche weitgehend seine bisherige Selbständigkeit. Der miaphysitische

Ersthierarch Mesopotamiens, der Metropolit von Tagrit, galt als Vertreter des Patriarchen, war aber in seinem Bereich autonom. Die eigentümliche Doppelstruktur der Syrisch-Orthodoxen Kirche wurde beibehalten, auch nachdem die römisch-persische Grenze im Zuge der islamischen Eroberung des Orients verschwunden war. Der Metropolit des östlichen Kirchengebietes führte den Titel „Katholikos“. Seit dem 12. Jahrhundert trug er auch den singulären Titel „Maphrian“, mit dem wohl die Ordinationsvollmacht in seinem Jurisdiktionsbezirk zum Ausdruck gebracht werden sollte.

4. Unter Muslimen, Kreuzfahrern und Mongolen (7.-15. Jahrhundert)

4.1 Wechselnde Lebensbedingungen

Mit der Schlacht am Yarmuk 636 war Syrien der byzantinischen Herrschaft entrissen worden. Unter den omayyadischen Kalifen war Damaskus 668-750 das Zentrum des islamischen Reiches. Die muslimische Unterwerfung des Nahen Ostens zeitigte für die Syrisch-Orthodoxen ambivalente Folgen. Sie waren der byzantinischen Kirche nun gleichgestellt und konnten ihre Position in der Anfangszeit der islamischen Herrschaft durchaus behaupten. Der mindere Rechtsstatus und namentlich die Kopfsteuer für Nichtmuslime haben aber schon bald eine Welle von Konversionen zum Islam ausgelöst. Die west-syrische Chronik von Zuqnin erwähnt den zur Erhebung der Kopfsteuer dienenden Zensus unter Kalif Abd al-Malik 692 und meint dazu unter Rückgriff auf die biblische Geschichte: Die Söhne Hagens (die Araber) hätten damals begonnen, die Söhne Arams (die Aramäer) in die ägyptische Sklaverei zu führen (*The Seventh Century in the West-Syrian Chronicles*, 60). Apokalypsen entstehen, in denen Persönlichkeiten der Vergangenheit die Unterdrückung durch die Muslime vorhersagen. Die Apokalypse des Pseudo-Methodios (um 690) beklagt, dass Christen allein aus materiellen Gründen ihren Glauben verleugnen werden („ohne dass sie Zwang, Hieben oder Schlägen unterworfen sind“; *apoc. Meth.* 12,1). Danach aber prophezeit Pseudo-Methodios den bevorstehenden Sieg eines byzantinischen Kaisers über die Muslime und die Errichtung eines christlichen Idealreiches. Möglicherweise stammt die Apokalypse des Pseudo-Methodios aus einem miaphysitischen Milieu; jedenfalls wurde sie auch von den syrischen Miaphysiten geschätzt und gelesen. Zumindest einige unter ihnen scheinen die Hoffnung auf einen – in ihrem Sinne – rechtgläubigen Kaiser nicht aufgeben zu haben.

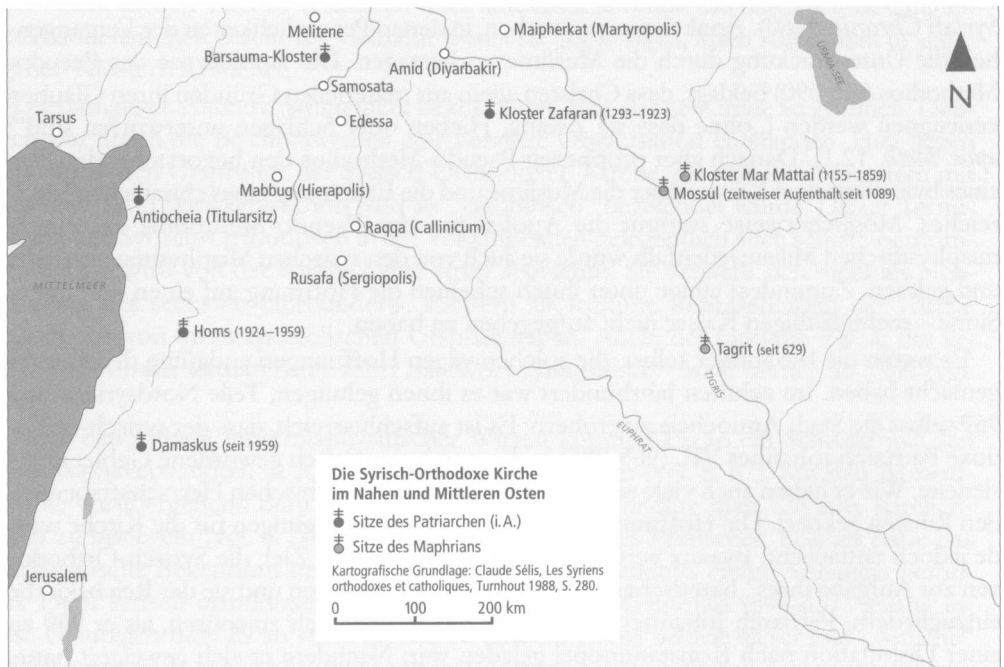
Es waren die Byzantiner selbst, die solchen vagen Hoffnungen endgültig den Garaus gemacht haben. Im zehnten Jahrhundert war es ihnen gelungen, Teile Nordsyriens und 969 selbst die Stadt Antiocheia zu erobern. Es ist aufschlussreich, dass der syrisch-orthodoxe Patriarch Johannes VII. (965-985) in das nun byzantinisch gewordene Gebiet übersiedelte. Wie er haben auch viele seiner Gläubigen dem muslimischen Herrschaftsbereich den Rücken gekehrt. Die Hoffnung auf bessere Lebensbedingungen für die Kirche wurde jedoch enttäuscht. Byzanz verfolgte nämlich unbeirrt das Ziel, die Syrisch-Orthodoxen zur Aufgabe ihres „häretischen“ Bekenntnisses zu bewegen und sie der Reichskirche einzugliedern. Patriarch Johannes VII. bekam das schmerzlich zu spüren, als er 969 zu einer Disputation nach Konstantinopel geladen war: Nachdem er sich geweigert hatte, das Konzil von Chalkedon anzuerkennen, wurde er verhaftet und gefangen gesetzt. Ei-

ner seiner Nachfolger wurde gar in das ferne Bulgarien deportiert. Dionysios IV. (1031-1042) entschloss sich daraufhin, das christliche Reich der Byzantiner zu verlassen, um den Sitz des Patriarchen wieder in das Gebiet der islamischen Herrschaft zu verlegen. Es waren nicht zuletzt diese bitteren Erfahrungen, die das Geschichtsbild der Westsyrer geformt haben. In der Rückschau erschien ihnen die islamische Eroberung im siebten Jahrhundert als willkommene Befreiung von der Zwangsherrschaft der „bösen“ und „blasphemischen Griechen“, wie sie in der Chronik des Patriarchen Michael I. (1166-1199) genannt werden (Chabot: *Chronique*, Bd. 4, 608. 651).

Patriarch Michael lebte schon in der Zeit, als die Kreuzfahrer ihre Herrschaften auf syrischem Boden aufgerichtet hatten. Von einzelnen Übergriffen abgesehen, erscheinen die „Franken“ in der Chronik Michaels als Freunde und Beschützer der syrischen Christen. Seine besondere Sympathie gilt den Tempelrittern, weil sie „alle schätzen und lieben, die das Kreuz verehren“ (Chabot: *Chronique*, Bd. 4, 601f.).

Interne Auseinandersetzungen und Spaltungen haben die Syrisch-Orthodoxe Kirche in ihrer Geschichte stets begleitet. Gründe dafür waren oftmals die oben beschriebene Doppelstruktur von Patriarch und Maphrian, aber auch die beständige Einmischung muslimischer Herrscher in die kirchlichen Angelegenheiten. Seit der Mitte des achten Jahrhunderts hatten die Patriarchen ein Diplom aus der Hand des Kalifen zu empfangen. Im 10./11. Jahrhundert rivalisierten zeitweise drei, im 14. Jahrhundert sogar vier Gegenpatriarchen miteinander.

Die mongolische Eroberung Bagdads 1258 und die Errichtung des Ilkhanates in Persien waren auch für die Syrisch-Orthodoxe Kirche bedeutsam (vgl. S. 32f.). Unter den religiös toleranten Mongolen erlebte besonders der Ostteil der Kirche eine Blütezeit. In



dem Maphrian Gregor Bar Hebraeus (1264-1286) besaß dieser Teil der Kirche nicht nur einen überragenden Gelehrten, sondern auch eine tatkräftige Führungspersönlichkeit. Wie der ostsyrische Katholikos-Patriarch Yahbalaha III. (1281-1317) hielt sich Bar Hebraeus bevorzugt in der Stadt Maragha auf, die sich die mongolischen Ilkhane zur Residenz genommen hatten. Der Maphrian suchte nicht nur die Nähe zu den Herren des Landes, sondern pflegte auch freundliche Kontakte zu den anderen christlichen Kirchen. In seinem Spätwerk gelangte Gregor Bar Hebraeus zu der Einsicht, dass die drei Hauptkonfessionen (Miaphysiten, „Nestorianer“, Chalkedonenser) trotz unterschiedlicher Terminologie im Kern ihres Christusglaubens übereinstimmen.

Im 12./13. Jahrhundert umfasste die Kirche noch an die 100 Bistümer, die von Kleinasien und Zypern bis nach Ostiran und in das nordwestliche Afghanistan reichten. Die Hinwendung der Mongolen zum Islam seit dem Ende des 13. Jahrhunderts und die Vernichtungsfeldzüge des Timur Lenk ein Jahrhundert später haben dann auch bei den Westsyryern zu einem Niedergang geführt. Die Zahl der Gläubigen wurde dezimiert, die kirchliche Organisation brach in weiten Landstrichen zusammen. Danach beschränkten sich die verbliebenen Zentren noch auf einige Gegenden der heutigen Südosttürkei (darunter das Bergland des Tur Abdin östlich von Mardin), den Nordirak, einige Städte Syriens und Mesopotamiens sowie seit dem 15. Jahrhundert auf den Libanon. Der Maphrian verlor innerhalb dieser geschrumpften Kirchenstruktur seine besonderen Befugnisse, im 19. Jahrhundert wurde das Amt abgeschafft.

4.2 Das geistige Leben

Die Querelen, die zur Kirchenspaltung führten, haben miaphysitische Theologen schon früh veranlasst, ihre Sicht vom Gang der Ereignisse festzuhalten. Der erste streng miaphysitisch eingestellte Geschichtsschreiber syrischer Zunge war Johannes von Ephesos († um 586). Neben einer (unvollständig überlieferten) Kirchengeschichte hat sich von ihm eine *Geschichte der morgenländischen Seligen* erhalten. Zwei Kapitel in dieser Sammlung von Heiligenviten bilden die wichtigste Quelle für die frühen Jahre des Jakob Baradaïos, der an der Weihe des Johannes zum (miaphysitischen) Bischof von Ephesos 558 selbst beteiligt war. Die Geschichtsschreibung wurde unter den syrischen Miaphysiten auch später reichlich gepflegt. Jakob von Edessa († 708) etwa nahm sich für sein Geschichtswerk die Weltchronik des Euseb von Kaisareia († 339/49) zum Vorbild. Die Weltchronik (*Beschreibung der Zeiten*) des Patriarchen Michael I. des Großen (1166-1199) verarbeitet in 21 Büchern eine immense Fülle an Quellen. Die Chronik Michaels und die bis 1234 reichende Chronik eines anonymen Verfassers bilden zusammen mit den Geschichtswerken des Gregor Bar Hebraeus den Höhepunkt der syrischen Chronographie.

Der anhaltende theologische Disput zwischen den Konfessionen verlangte danach, Argumentationstechniken zu üben und einschlägige Fachbegriffe (wie „Natur“, „Hypostase“, „Substanz“ etc.) präzise zu bestimmen. Nicht zuletzt aus diesem Grund haben die Syrisch-Orthodoxen schon früh damit begonnen, Werke der griechischen Philosophie, besonders die logischen Schriften des Aristoteles, in das Syrische zu übersetzen und zu kommentieren. Dabei entwickelte sich u.a. das Kloster Qenneschrin („Adlerhorst“) am linken Euphratufer zu einem Zentrum wissenschaftlicher Studien. Aus der Schule von

Qenneschrin gingen bedeutende Gelehrte und Kirchenmänner hervor: Jakob von Edessa († 708) betätigte sich neben der Geschichtsschreibung auch auf anderen Gebieten, wie Exegese, Liturgieerklärung oder Kirchenrecht. Sein Handbuch philosophischer Grundbegriffe stand im Dienst der Kontroverstheologie. Georg „der Araberbischof“ († 724), der im südlichen Irak für mehrere christliche Araberstämme verantwortlich war, hinterließ u.a. Abhandlungen zu chronologischen und astronomischen Problemen sowie eine vollständige Übersetzung der ersten drei Bücher des aristotelischen Organons.

Seit dem neunten Jahrhundert bedienten sich syrisch-orthodoxe Autoren auch der arabischen Sprache. Nach den Ostsyryern waren es vornehmlich syrisch-orthodoxe Autoren, die durch ihre Übersetzungen das Erbe der griechischen Antike an die Muslime vermitteln halfen. Im Bagdad des 9./10. Jahrhunderts vereinte die arabische Sprache islamische und christliche Gelehrte in der Arbeit am philosophischen Begriff, bildete aber auch das Idiom einer anhaltenden kontroverstheologischen Apologetik. Das eine schloss das andere nicht aus. Vielmehr lieferte die Beschäftigung mit der antiken Philosophie das Rüstzeug, um die Überlegenheit des je eigenen religiösen Standpunktes mit den Mitteln der Vernunft demonstrieren zu können. Diese beiden Aspekte begegnen uns z.B. im weit verzweigten Werk des Yahya ibn Adi (893-974), des wohl größten syrisch-orthodoxen Gelehrten im 10. Jahrhundert. Sein Werdegang lässt erkennen, dass das gemeinsame Vernunftideal über alle kontroverstheologische Diskussionen hinweg immerhin ein gleichberechtigtes Miteinander im wissenschaftlichen (wenn auch kaum im praktischen) Leben ermöglichte: Lehrmeister des Yahya waren der ostsyrische Gelehrte Abu Bischr Matta († 940) und dessen prominentester Schüler: der gefeierte islamische Philosoph al-Farabi (ca. 870-950). Yahya selbst zählte unter seine Schüler gleichermaßen Christen und Muslime.

Obwohl sich syrisch-orthodoxe Autoren auch später im Arabischen übten, war das 12./13. Jahrhundert von einer Rückbesinnung auf die syrische Sprache geprägt. Gerne wird diese Epoche als „syrische Renaissance“ apostrophiert. Unter ihren Schriftstellern ragt der enzyklopädisch gebildete Maphrian Gregor Bar Hebraeus (1264-1286) hervor, der das gesamte theologische und profane Wissen seiner Zeit zusammenfasste. In einem seiner Spätwerke, dem *Buch der Taube*, bekennt Bar Hebraeus, schon in jungen Jahren des konfessionellen Haders überdrüssig geworden zu sein. Stattdessen habe er sich auf die Wissenschaften gestürzt: „...und weil das Leben zu kurz und das Studium lang und breit ist, las ich über jeden Wissenszweig das, was das Notwendigste war. Während dieser Studien glich ich einem Mann, der in den Ozean gefallen ist und seine Hand nach allen Seiten ausstreckt, um gerettet zu werden“ (Bedjan: *Ethikon*, 577f.). Halt fand der Maphrian nach eigenen Worten in den asketischen, spirituellen und mystischen Traditionen, die er im *Ethikon* und im *Buch der Taube* zusammenfasste. Selbst in diesen Handbüchern des geistlichen Lebens scheute sich Bar Hebraeus nicht, neben christlichen Quellen auch muslimische Autoren heranzuziehen und fruchtbar zu machen. Bar Hebraeus zeigte sich überhaupt darum bemüht, den Anschluss an das hohe Niveau der muslimischen Geisteswelt zu finden, die sich von der vermittelnden Tätigkeit christlicher Gelehrter schon längst emanzipiert hatte.

5. Der Weg in die Moderne

5.1. Vom Nahen Osten in die weltweite Diaspora

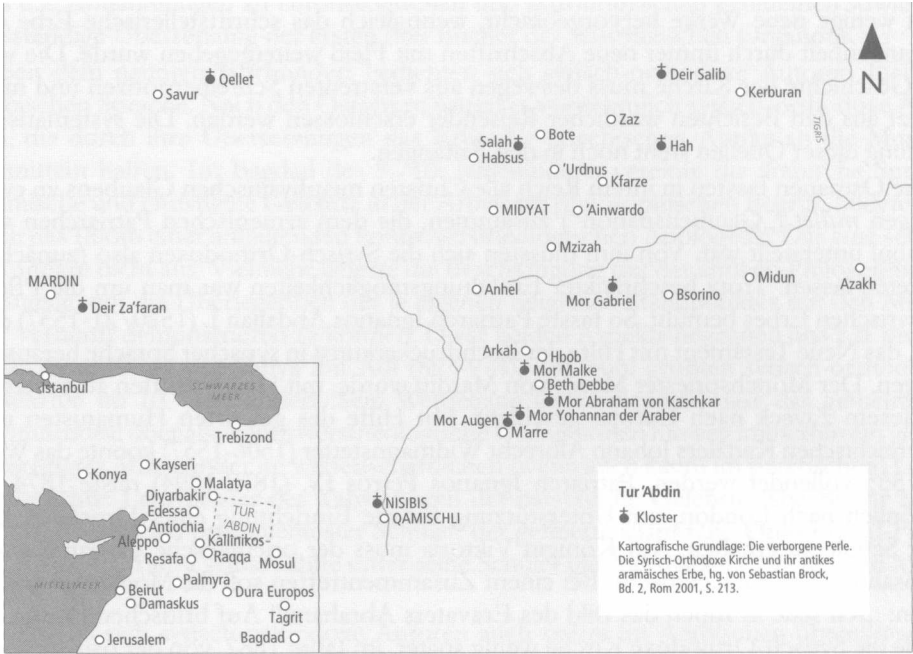
Nachdem die kulturelle Blüte der „syrischen Renaissance“ durch die Ungunst der Zeiten jäh abgebrochen war, hat die syrische Literaturgeschichte nach dem 14. Jahrhundert nur noch wenige neue Werke hervorgebracht, wengleich das schriftstellerische Erbe der Vergangenheit durch immer neue Abschriften mit Fleiß weitergegeben wurde. Die weitere Geschichte der Kirche muss deswegen aus verstreuten Schreibernotizen und nicht zuletzt aus den Berichten westlicher Reisender erschlossen werden. Die systematische Sichtung dieser Quellen steht noch in den Anfängen.

Die Osmanen fassten in ihrem Reich alle Christen miaphysitischen Glaubens zu einer einzigen *millet* („Glaubensnation“) zusammen, die dem armenischen Patriarchen von Istanbul unterstellt war. Von ihm mussten sich die Syrisch-Orthodoxen also (zunächst) vertreten lassen. Trotz beschränkter Entfaltungsmöglichkeiten war man um die Pflege des syrischen Erbes bemüht. So fasste Patriarch Ignatios Abdallah I. (1520/21-1557) den Plan, das Neue Testament mit Hilfe der Buchdruckerkunst in syrischer Sprache herauszubringen. Der Mönchspriester Moses von Mardin wurde, mit Handschriften ausgestattet, zu diesem Zweck nach Europa geschickt. Mit Hilfe des gelehrten Humanisten und österreichischen Kanzlers Johann Albrecht Widmannstetter (1506-1557) konnte das Werk bis 1555 vollendet werden. Patriarch Ignatios Petros IV. (1872-1894) reiste 1874/75 persönlich nach London, um Unterstützung für die Einrichtung einer Druckerei und einer Schule zu erhalten. Auf Königin Viktoria muss der orientalische Patriarch einen imposanten Eindruck gemacht. Bei einem Zusammentreffen soll die Monarchin gesagt haben: „Ich sehe in Ihnen das Bild des Erzvaters Abraham!“ Auf britischen Druck hin wurde die Syrisch-Orthodoxe Kirche wenig später, im Jahre 1882, von der osmanischen Regierung in den Rang einer eigenen *millet* erhoben.

Der Mönch Moses von Mardin hatte gelegentlichen Aufforderungen, den katholischen Glauben anzunehmen, während seiner Europareise widerstanden. Seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts haben sich dann jedoch immer wieder einzelne Bischöfe, auch Patriarchen, Rom angeschlossen. Zur Errichtung eines dauerhaften syrisch-katholischen Patriarchates ist es erst 1781 gekommen. Nur eine Minderheit der Gläubigen konnte gewonnen werden. Die Syrisch-Katholische Kirche zählt heute in einer weltweiten Diaspora rund 125.000 Mitglieder.

Unter dem türkische Nationalismus hatten seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert auch die syrischen Christen zu leiden (vgl. S. 60f.). Seit 1894/95 kam es zu Übergriffen und vereinzelt Massakern. Die systematische Verfolgung der christlichen Bevölkerung im Jahr 1915 kostete schätzungsweise 100.000 Syrisch-Orthodoxen das Leben. Diese traumatischen Erfahrungen, von den Syrisch-Orthodoxen als *sayfo* (syr. „Schwert“) bezeichnet, wurden erst in jüngerer Zeit in der westlichen Diaspora aufgearbeitet. Nach der Gründung der türkischen Republik 1923 wurde der Patriarch aus seinem Sitz, dem Kloster Zafaran, verbannt. Zuflucht fand das Patriarchat 1932 in Homs. 1959 verlegte der Patriarch seine Residenz nach Damaskus, in die Hauptstadt des neuen syrischen Staates. Das geistige Leben der Kirche ist in diesen bewegten Zeiten nicht abgebrochen. Gerade das 20. Jahrhundert hat wieder hochgelehrte Bischöfe hervorgebracht, die sich um die

Erforschung der syrischen Literatur und Theologie große Verdienste erworben haben. Hier sind besonders Metropolit Johannes Dolabani (1885-1969) und Patriarch Ignatios Ephraem Barsaum (1887-1957) zu nennen. Von letzterem stammt eine Geschichte der miaphysitischen syrischen Literatur, die nach wie vor als unentbehrliches Standardwerk gilt (*Verstreute Perlen in syrischen Schriften und Wissenschaften*).



In der modernen Türkei verblieb den Syrern nach dem Ersten Weltkrieg nur der Tur Abdin als relativ geschlossenes Siedlungsgebiet. Diese Region am Oberlauf des Tigris war für ihr blühendes Klosterleben bekannt; der Name „Tur Abdin“ bedeutet „Berg der Knechte (Gottes)“. Hier, im Südosten des Landes, waren (und sind) die syrisch-orthodoxen Christen den Schikanen von kurdischen Patronen und Freiheitskämpfern (PKK) sowie der türkischen Staatsmacht ausgesetzt. Auch wirtschaftliche Gründe spielten eine Rolle, dass seit den 1960er Jahren Zehntausende aus dem unterentwickelten Tur Abdin auswanderten, um in der Fremde ein besseres Auskommen zu finden. Große Gruppen von Syrisch-Orthodoxen leben heute u.a. in Schweden und Deutschland (hier über 40.000 Gläubige). Im Tur Abdin befinden heute kaum mehr als 2.000 Syrisch-Orthodoxe. Etwa 10.000 Gläubige sind nach Istanbul abgewandert. Die Syrisch-Orthodoxe Kirche, die im Lausanner Vertrag 1923 nicht erwähnt wurde, zählt in der Türkei bis heute nicht zu den anerkannten Religionsgemeinschaften. Das 399 gegründete Kloster Mor Gabriel im Tur Abdin ist samt seiner Schule aktuell von der Schließung bedroht.

Der umsichtige Patriarch Ignatios Zakka I. Iwas steht der Kirche seit 1980 vor. Sie verfügt außerhalb Indiens über ungefähr eine halbe Million Gläubige. Mehr als die Hälfte davon lebt in Europa, Amerika und Australien. Die Herausforderung der Zukunft besteht darin, die eigene aramäische Ausprägung des Christlichen in einer westlich-säkularen Umwelt jenseits von Selbstabschottung oder Assimilation zu bewahren.

5.2. Die Thomaschristen syrisch-orthodoxer Tradition

Bis ins 16. Jahrhundert hinein hatten die Thomaschristen an der Malabarküste Indiens, dem heutigen Staat Kerala, zur Apostolischen Kirche des Ostens gehört (vgl. S. 34f.). Auch nach der Ankunft der Portugiesen sandte der Katholikos-Patriarch noch einen Bischof zu den indischen Glaubensgeschwistern. Nach der Entstehung einer mit Rom unierten ostsyrischen Kirche 1552 (vgl. S. 36) schickte auch deren Patriarch einen Bischof nach Indien. Für die Portugiesen waren die Ostsyrer „nestorianische“ Häretiker. Der portugiesische Klerus war aber auch nicht bereit, die mit Rom unierte Gestalt des ostsyrischen Christentums zu dulden. So wurden *beide* aus Mesopotamien stammende Geistliche inhaftiert und außer Landes geschafft. Besonders Erzbischof Alexis de Menezes von Goa (1595-1617) wollte das kirchliche Leben der Thomaschristen dem lateinischen Ritus angleichen. Auf der Synode von Diamper (1599) ließ er die angestammten religiösen Bräuche verurteilen und eine große Zahl syrischer Handschriften dem Feuer überantworten. Gegen die Entfremdung von ihrem syrischen Erbe wehrten sich prominente Thomaschristen unter der Führung ihres „Archidiakons“. Nächst dem landfremden Metropoliten war dieses Amt traditionell das zweithöchste in der Thomaschristenheit und wurde stets von einem einheimischen Priester versehen. Die Vertreter des Widerstandes versammelten sich 1653 zu dem denkwürdigen Schwur am „Gekrümmten Kreuz“ (*kunan kurishu*) in Matancherry (Cochin). Sie schworen, nicht länger den lateinischen Bischöfen unterstehen zu wollen. Zwölf Priester (!) weihten den Archidiakon Thomas zu ihrem Metropoliten. Im Kirchenvolk fand er großen Zuspruch. Damit hatte die römische Kirche einen großen Teil ihrer südindischen Gläubigen verloren.

Mit Mitteln hoheitlicher Gewalt ließen sich diese Abtrünnigen nicht mehr zurückholen, nachdem 1663 die Niederländer die Malabarküste erobert und den Aktionsradius der katholischen Kirche stark eingeschränkt hatten. Die Niederländer, Kaufleute ohne eigene Bekehrungsabsichten, ließen es geschehen, dass 1665 der syrisch-orthodoxe Patriarch den Metropoliten Gregor Abd al-Dschalil nach Kerala schickte. Dieser holte die bischöfliche Weihe des vormaligen Archidiakons Thomas (dem bislang ja nur Priester die Hände aufgelegt hatten) nach und gliederte ihn mit seinen Anhängern der Syrisch-Orthodoxen Kirche ein. Damit vollzogen diese Thomaschristen in dogmatischer wie auch in liturgischer Hinsicht eine scharfe Kehrtwende: von der ostsyrischen („nestorianischen“) hin zur westsyrischen (miaphysitischen) Kirche. Wie weit den damaligen Akteuren die Tragweite dieses Rituswechsels bewusst war, lässt sich schwer abschätzen. Auf alle Fälle verfolgten sie standhaft die Absicht, wieder zu einer genuin syrischen Tradition des Christentums zurückzukehren. Noch im 17. Jahrhundert gelang es den Katholiken freilich, ihre Position in Kerala wieder zu stärken. Der einheimische Priester, den man für die verbliebenen katholischen Gläubigen zum Bischof weihte, stammte übrigens aus derselben Familie wie der widerständige Archidiakon.

Im 19. Jahrhundert musste sich die Syrisch-Orthodoxe Kirche in Indien von den Anglikanern abgrenzen, deren reformerisch-reformatorisches Potenzial nicht wenige Kirchenmitglieder anzog. Ignatios Petros IV. reiste 1875 als erster syrisch-orthodoxer Patriarch nach Malabar, um den Großteil seiner Gläubigen für die Mutterkirche zurückzugewinnen. Aus den reformgesinnten Kreisen erwuchs danach die selbständige Marthoma-Kirche, die Glied der anglikanischen Weltgemeinschaft ist und dem westsyrischen

(freilich in reformatorischem Sinne veränderten) Ritus folgt. Die Zahl ihrer Mitglieder lässt sich heute auf rund 600.000 beziffern.

Ein kurzes Schisma im syrisch-orthodoxen Patriarchat, das zu Beginn des 20. Jahrhunderts eintrat, hatte für den indischen Teil der Kirche bleibende Folgen. Im indischen Zweig der Kirche hatten sich nämlich längst Bestrebungen bemerkbar gemacht, die auf die Unabhängigkeit von dem weit entfernt residierenden Patriarchen zielten. Für diese Gruppe weihte der offiziell abgesetzte Ignatios Abd al-Masih II. im Jahre 1912 einen eigenen „Katholikos des Ostens“. Damit knüpfte er bewusst an die alte Institution des Maphrianates an (vgl. S. 81). Auf diese Weise war eine eigene autokephale Kirche entstanden, die sich heute als die „Malankara-Orthodoxe Syrische Kirche“ bezeichnet. Eine Wiedervereinigung mit der beim Patriarchen von Antiocheia verbliebenen Kirche 1958 zerbrach schon wieder im Jahr 1975. Die heftigen Auseinandersetzungen zwischen beiden Kirchen, die sich besonders an Eigentumsfragen entzündeten, dauern unvermindert fort und haben schon höchste indische Gerichte beschäftigt. Zum Zwecke der Abgrenzung hält die patriarchale Kirche in Indien nach wie vor an der Selbstbezeichnung „jakobitisch“ fest und wird „Malankarische Jakobitische Syrisch-Orthodoxe Kirche“ genannt.

Beide Kirchen folgen demselben westsyrischen Ritus, der in Kerala großteils in der Landessprache Malayalam gehalten wird, einem Zweig der dravidischen Sprachfamilie. Die rund zwei Millionen syrisch-orthodoxe Christen in Indien dürften sich in etwa gleichmäßig auf beide Kirchen verteilen. Aufgrund interner Zwistigkeiten hatte sich bereits Ende des 18. Jahrhunderts eine kleine Gruppe syrisch-orthodoxer Thomaschristen vom antiochenischen Patriarchen gelöst. Sie untersteht dem Metropoliten von Thozhiyur, zählt einige Gemeinden mit etwa 10.000 Gläubigen und bezeichnet sich als die „Malabarische Unabhängige Syrische Kirche“.

So bietet die Thomaschristenheit heute ein buntes Bild verschiedener Kirchtümer. Zu diesem Bild gehören noch die Metropole der Apostolischen Kirche des Ostens (vgl. S. 35), vor allem aber die zwei großen mit Rom unierten Kirchen des ost- und des westsyrischen Ritus mit ihren ca. 3,7 Millionen und 400.000 Gläubigen (Syro-Malabarische und Syro-Malankarische Kirche). Unter den 33 Millionen Einwohnern Keralas leben über sechs Millionen Christen, die zum größten Teil einer Kirche mit syrischer Tradition angehören. Die Mehrheit der Bevölkerung gehört dem Hinduismus an (56 %); zweitstärkste Religionsgruppe sind die Muslime (25 %). In dem 1956 aus den Fürstentümern Travancore und Cochin sowie dem Malabar-Distrikt gebildeten Bundesstaat Kerala herrscht ein friedliches Verhältnis zwischen den Religionen. Für das Bildungs- und Sozialwesen haben die Kirchen trotz ihrer Zersplitterung Vorbildliches geleistet. Kerala weist konstant die höchste Alphabetisierungsrate unter allen indischen Bundesstaaten auf. An der allgemeinen Lebendigkeit des kirchlichen Lebens unter den Thomaschristen haben auch die Kirchen der syrisch-orthodoxen Tradition ihren Anteil.